

ALPEN 1973
S. 193 - 199

Drei Männer im Schnee

~~Hand.~~ 12. 12. 2010

Ein wunderschöner Herbst hatte sich auf die Berge gelegt. Tag für Tag wölbte sich ein strahlend blauer Himmel über dem Land, viele Wochen lang, und als sich die Natur auf den Winter rüstete, erschien die Welt in einer Buntheit und Pracht, wie sie nur der Zauberer Herbst hervorzubringen vermag. Dank dem herrlichen Wetter blieb bis tief in den Spätherbst alles schneefrei, einzig die Quellbäche hatten sich eisige Panzer umgelegt, die sich als weisse Bänder ins Gelände schmiegen.

Es war denn auch ein strahlend schöner Morgen an jenem 5. Dezember 1957, als ich bergmässig gerüstet vor dem Gasthaus meines Wohnortes wartete, um mich mit meinen Freunden zu treffen, die von Meiringen kommen sollten. Hier besammeln sich jeweils die ausrückenden Mannschaften, hier werden die definitiven Beschlüsse gefasst, und wer will, hat hier eine allerletzte Gelegenheit, sich zwecks Beheizung des inneren Menschen mit Geist einzudecken.

Ein alter Bauer, der des Weges kam, fragte mich, erstaunt über meinen alpinistischen Aufzug, nach dem Wohin. „In die Lauteraar“, war meine Antwort. „Was, i ds Babel?“¹⁾ entsetzte er sich. „Ja, Gletscher messen“. Kopfschüttelnd über so viel menschlichen Unverstand trollte sich der Bauer nach kurzem Schwatz. Ich aber, unbeschwert von seinen Skrupeln, wartete fröhlich weiter. Es muss doch gewiss herrlich sein, bei diesem Prachtswetter einmal dem grauen Alltag zu entfliehen und in die Herzgegend unserer Hochregion zu wandern.

Es ging denn auch nicht mehr lange, da kam der wohlbekannte Jeep angeschnurrt. Zwei grinsende Gesellen und der bärbeissige Fahrer luden mich zum Mitfahren ein und fort ging's in den kalten Tag. Bei der Umladestation Gerstenegg entstiegen wir dem Gefährt, der Jeep wendete seine Nase zu Tal und verschwand. Eine wechselvolle Fahrt, erst per holzerdi polter Schienenbahn in dunklem Stollen, dann per Seilbahn in luftiger Höhe, brachte uns im halben Vormittag zum Grimselhospiz, das, auf trutziger Felsenburg thronend, mit geschlossenen Augen vor sich hindöste.

Als wir eine Stunde später auf dem Hüttenweg taleinwärts trampelten, im Visier den hohen Verein des Aaremassivs, spähte die liebe alte Sonne nur knapp über den Köpfen der Sidelhörner hervor, Zeitweise versteckte sie sich sogar hinter einer Kuppe, um kurz darauf auf der anderen Seite hervor zu blinzeln „da bin ich ja wieder“. Ohne die drückenden Fuder auf unseren Schultern - wir hatten ausser unserem persönlichen Inventar und für vier Tage Proviant auch noch den ganzen Gerümpel der Messgeräte zu schleppen - wäre es ein genussreiches Wandern gewesen durch diese herbstlich bunte Landschaft, die, von der tiefstehenden Sonne in mildes Licht getaucht, in ihrem schönsten Festkleid prangte. Was die beiden anderen mit ihren Firngleitern eigentlich wollten, war mir angesichts der trockenaperen Welt nicht so recht klar. Nun, sie trugen sie ja selber.

¹⁾ Babelion, oder kurz Babel, ist der mundartlich verwaschene Ausdruck für Pavillon Dollfus, Vorläufer der heutigen Lauteraarhütte

So im halben Nachmittag betraten wir den Gletscher, oder besser gesagt das, was er auf seinem breiten Rücken zu Tal trägt. Gewaltige Mengen groben und feinen Gesteins, das die Fürsten dort hinten aus ihren Kleidern schütteln, führt der gutmütige Riese langsam talaus, um es dann am Ende seiner Jahrhunderte langen Reise mit ärgerlichem Schwung in den Stausee zu werfen.

Nach anderthalbstündiger Wackelei auf labiler Unterlage betraten wir auf der Randmoräne wieder festen Grund. Dort oben lagen die Hänge der Trift noch im goldenen Schein einer warmen Nachmittagssonne, aber hier unten hatten sich längst die Abendsschatten ausgebreitet, die jetzt bedächtig vor uns bergan krochen. Ob wir sie wohl noch überholen? Rüstigen Schrittes stiegen wir das steinige Weglein hinan, das sich in engen Serpentinaen den Hang hinauf windet.

Ja, wir hatten den Sonnenschein gerade noch eingeholt und machten kurz Rast, um dem scheidenden Tagesgestirn die Ehre zu erweisen, das sich aber sogleich in seine himmlische Schlafkammer verzog. Da wurde es gleich merklich kühler, zumal auch noch ein frischer Wind aufkam. Eilig strebten wir der Hütte zu.

Kalt und unfreundlich, sichtlich ergrimmt über die Ruhestörung, empfing sie uns. Wasser war schon nirgends mehr aufzutreiben, Schnee eine unbezahlbare Rarität. Also musste einer auf dem einen Scheibenschuss talaus gelegenen Tümpel Eis aufpickeln und mit der gefüllten Brennte am schweissnassen Rücken zur Hütte zurück. Je länger wir uns mit ihr unterhielten, um so mehr verlor sie ihre mürrische Stimmung. Bald flackerte ein Feuer im Herd, eine Suppe dampfte, und als wir uns nach dem unvermeidlichen Jass in die Kemenate verzogen, war es schon recht gemütlich.

Am Morgen bin ich wie gewohnt der erste auf Deck und mache mir am Herd zu schaffen, um den Kaffee zu brauen. Der erste Blick aus dem Fenster gilt natürlich dem Wetter. Ueber dem Lauteraarsattel ist der Himmel von einer merkwürdigen tiefen Bläue, die fast in ein dunkles Violett über geht, und um das Schreckhorn balgt sich eine Schar weisser Wolkenkatzen. Aber am Finsteraarhorn zeigt sich ein Morgenrot, wie es C. F. Meyer so trefflich schildert wenn er schreibt:

Des Königs blasses Haupt erwacht,
Zu Lebensröten angefacht.
Auf seine Stirne tritt das Blut
Und immer wärmer strömt die Glut.
Den Purpurmantel nimmt der Greis.
Dann weckt er seinen Diener Kreis
Und um den hohen, frühen Alten
Beleben sich die Berggestalten.

Inzwischen haben die beiden anderen neben der Hütte den Theodoliten aufgefplant. Es geht darum, die Fliessgeschwindigkeit des Gletschers zu bestimmen. Der mittlere

Jahresvorschub ist ja bekannt. Jetzt möchte man noch herausfinden, wie sich dieser auf die verschiedenen Jahreszeiten verteilt²⁾.

Das Frühstück vereinigt uns wieder am Hüttentisch. Aber was ist das? Der vorher so goldene Schein am Finsteraarhorn ist einem trüben Gelb gewichen, und über dem Sattel steht der Himmel in grau. Das Barometer fällt und fällt und steht bald einmal auf „Sturm“. In der Atmosphäre scheint sich ein Wandel zu vollziehen. Jetzt hat der Riese dort hinten sein greises Haupt verhüllt. Auch auf der anderen Seite, gegen die Grimsel, sind die Vorhänge zugezogen. Wir wissen es alle: Jetzt wäre es das Klügste, unsere Siebensachen zusammenzupacken und talaus zu verschwinden. Aber wer macht schon einen so weiten Weg, um nachher unverrichteter Dinge umzukehren? Die eine Messung allein nützt so gut wie nichts, und vielleicht kommt's gar nicht so schlimm wie es jetzt aussieht.

Eine Stunde später. Hans kauert eben, das Feuer schürend, vor dem Herd. Dabei beugt er sich vor, um durch künstliche Beatmung die Flamme zu beleben. Auf diesen Moment hat der Wind gewartet. Mit seiner ganzen Lungenkraft stösst er durchs Kamin hinunter in die Esse, unserem Feuerwerker eine blaue Lohe entgegenjagend, so dass er vor Schreck beinahe hintenüber fällt. Das vorher so heimelige Herdfeuer ist nur noch ein mottender, stinkender, qualmender Haufen ohne jegliche Wärme. Und jetzt geht's los! Um die Hütte tobt ein Sturm, der das ganze massive Haus bis in seine Grundfesten erschüttert. Das heult und kracht und geigt und pfeift in den wildesten Melodien um die Hausecken, als wären alle Register der himmlischen Orgel gezogen.

Hans und ich sind vor dem Rauch unter die Hüttentüre geflüchtet und lehnen nun mit tränenden Augen und wie aufs Land geworfene Fische schnappend über den unteren Türflügel hinaus. Im Hütteninnern ist nicht die Hand vor den Augen zu sehen. Wie Ernst das nur aushält? Ihm haben wir auf dem Söller keinen Platz gelassen. Mag er sich zur Wehr setzen wie er will. In seiner Verzweiflung reisst er das Fenster auf, und in Sekundenschnelle ist aller Rauch weg, leider auch jede Spur von Wärme. Fortgeblasen vom eisigen Wind, der urplötzlich durch den Hüttenraum fegt. Herrlich, diese frische, saubere Luft. Wir pumpen erst einmal die Lungen voll. Aber im Uebermass genossen kann auch frische Luft lästig werden; also wird das Fenster wieder geschlossen und das Feuer nochmals entfacht. Dieses turbulente Intermezzo wiederholt sich in der Folge noch ein paar Mal, wobei die Akteure gelegentlich die Rollen tauschen.

Der Rest des Tages vergeht bei lesen und träumen. Das kleine 36-blättrige Dossier hebt die Stimmung nur wenig. Eigentlich haben wir uns den Aufenthalt hier ein wenig anders vorgestellt. Zwischen den Messungen wollten wir in der Umgebung herumstreifen, fotografieren, beobachten, namentlich die Gamsen, die sich hier, halb zahm und an die Menschen gewöhnt, in Hüttennähe tummeln. Statt dessen hocken wir in dieser rauchgeschwängerten Klause und blasen Trübsal.

²⁾ Heute geschieht dies auf automatischem Weg, indem eine fest eingebaute Fotokamera in bestimmten Intervallen je eine Aufnahme knipst. Siehe „Die Alpen“, Monatsbulletin Nr. 3, März 1971.

S. 41/42 (L. Perger, Lausanner)

Wieder bricht ein neuer Tag an. Er unterscheidet sich von gestern nur insofern, als der Sturm noch wilder heult, die Hütte noch stärker in den Fundamenten zittert, das Gebälk noch lauter kracht, der Herd noch ärger qualmt und der Rauch noch dicker in der Küche hockt. Schnee ist längst nicht mehr Mangelware. Genau vor der Hüttentüre hat der Wind eine mächtige Wächte angehäuft. Von ihr beziehen wir mehr oder weniger direkt unser Trink- und, sofern wir solches überhaupt benötigen, auch das Waschwasser. Wer nebenan das kleine Häuschen aufsuchen muss, rüstet sich wie zu einer Parforce-Tour. Der Hinweg wird mit gezogenen Bremsen zurückgelegt, der Rückweg bedeutet Schwerarbeit. Der Aufenthalt dort wird um keinen Moment über die unbedingt erforderliche Zeit ausgedehnt, denn wer weiss, ob das unentbehrliche Gebäude nicht plötzlich einen Purzelbaum schlägt und mitsamt dem Besitzer die Felsen hinunter poltert.

Wenn Hans seine Messungen macht, müssen wir ihm das Stativ festhalten, weit- verspreizt dem Sturm den Rücken bietend. Hält der Wind für einen Moment seinen eisigen Atem an um neue Luft zu schöpfen, versucht Hans schnell die Werte abzulesen. Die Sicht zur der Zielmarke auf der Mittelmoräne und zum Punkt auf den Felsen gegenüber ist trotz Schneetreiben noch leidlich gut. Statt 8 Ablesungen braucht es jetzt fast deren 20, bis ein einigermaßen brauchbares Resultat herauskommt. Was sonst das Werk weniger Minuten ist, dauert jetzt gegen eine halbe Stunde. Alle drei schlottern dabei wie Eier in der Pfanne.

Immer wieder wird mit hartem Knöchel das Barometer konsultiert, doch es antwortet stets mit gleicher, niederschmetternder Prognose. Erst gegen Abend macht es einen kleinen, ganz kleinen Ausschlag Richtung „schön“.

Beim Verlöschen der Kerze suchen wir das Lager auf. Die beiden anderen schwatzen sich in den Schlaf, während mich der wilde Lärm draussen noch lange wach hält. Was wird morgen sein? Unsere Mission hier geht zu Ende. Im Grunde sehnt sich jeder heim zu Muttern. Sind wir aber auch imstande, uns durchzukämpfen? Dort draussen, wo sich Gletscher und Stausee die Hände reichen, stand die ganze Zeit eine grauschwarze Wolkenwand, die zweifellos riesige Mengen ihres weissen Segens ausgeschüttet hat. Nahrungssorgen haben wir wenigstens nicht. Von früheren Messungen haben wir noch Proviant hier, und ausserdem hat uns Franz, der Herr des Hauses, die Schlüssel zu seinen geweihten Räumen mitgegeben, so dass wir ohne weiteres seine Vorräte angreifen können. Trotzdem beginnt der Aufenthalt in diesem zitternden, krachenden und raucherfüllten Gemäuer allmählich an Reiz zu verlieren. Was wird morgen sein?

Wir sind alle längst wieder wach, als die schwache Helle im Fensterkreuz den jungen Tag ankündigt. Das Barometer ist über Nacht um zwei weitere Strichlein gestiegen, und da der Wind merklich nachgelassen hat, beschliesst der Kriegsrat Mobilisation. Wir sind uns einig: es wird noch einen harten Strauss absetzen, uns bis zum Grimselfhospiz durchzuschlagen. Doch was das betrifft, sind wir in den Bergen durch eine gute Schule gegangen. Dazu sind wir eisern gewillt, die Rechnungen auf Heller und Pfennig zu bezahlen, die uns der heutige Tag präsentieren wird.

Noch einmal umstehen wir schlotternd den Theodoliten. Noch einmal beizt uns der Rauch das Wasser in die Augen. Dann, nach dem üblichen hin und her, werden die Rucksäcke geschultert. Gott befohlen, Rauchküche! Als ich als Letzter die Hüttentür schliesse, kreuzt ein Gedanke meinen Schädel: „Sollten wir noch eine Lawinschaufel mitnehmen?“ „Ä bah!“ mit energischem Ruck schiebe ich den Riegel vor.

So gut es geht halten wir uns an die Rippen und Kanten, von denen der Wind mit rauhem Besen den Schnee heruntergefegt hat. Gibt es hin und wieder eine Mulde zu queren, entsteht sogleich ein hüfttiefer Graben. Ruhig und sicher zieht Ernst seine Spur. Dass er, einer alten Führerdynastie entstammend, selbst prominenter Führer ist, macht ihn hier zum unumstrittenen Boss.

Etwas langsam, sonst aber gut, kommen wir voran. Ein wenig Hin und Her, um den tiefsten Mulden auszuweichen, nehmen wir in Kauf. Nach einer guten halben Stunde senkt sich die Route (Weg wäre zuviel gesagt, denn es hat keinen Sinn, im tiefen Schnee das Zickzack-Weglein zu suchen) steil dem Gletscher zu. Bergab helfen ja bekanntlich alle Heiligen, und wenn der Spitzenmann (der Schreibende) gelegentlich einen falschen Tritt erwischt, was hat das schon zu bedeuten? Die Polsterung ist gut, und auf einen Purzelbaum mehr oder weniger kommt's nicht an.

Auf dem Gletscher ist der Schnee windgepresst und hart, und ohne Schwierigkeiten gelangt der kleine Zug auf die Mittelmoräne. Die erste Runde ist gewonnen und eine Rast fällig. Feierlich kreist der Trunk. Ernsts Flasche ist leer, die meine enthält nur noch einen geringen Rest wasserklaren Höllensafts, während Hans noch über eine gewisse Reserve verfügt.

Und weiter geht's dem fast aphen Moränenrücken entlang dem Gletscherende zu, das wir um die elfte Vormittagsstunde erreichen. Der Weiterweg im steilen Geröllhang, er leistet sich hier einiges an überflüssigem Auf und Ab, ist noch gut zu finden. Kaum knietief liegt der Schnee. Wenn es so weitergeht, ist ja alles in Ordnung.

Urplötzlich, wie abgeschnitten, ist der Wind verstummt. Dafür hüllt uns dichter Nebel ein. Es schneit. Still, fast senkrecht fallen die grossen Flocken, und in Kürze tragen unsere Kappen und Kleider und sogar die Rucksäcke schmucken Hermelinbesatz. Das Spuren wird immer mühsamer, und in immer kürzerer Folge wird jeweils der Spitzenmann abgelöst.

Was immer die weisse Decke überragt, ist jetzt auf das Zierlichste gekleidet. Erlerbüsche, die nicht ganz von der Schneelast niedergehalten werden, sind mit niedlichen Käpplein geschmückt. Baumstrünke und Felsbrocken haben sich feine Röcke übergeworfen und dicke Pudelmützen aufgesetzt. Und die Arven, die hier als äusserste Vorposten des Baumwuchses dem Klima trotzen, tragen Mäntel nach dem „dernier Cri“. Es ist eine Modeschau, wie sie schöner, reichhaltiger und preisgünstiger auch das grösste Center der Haute Couture nicht zu bieten vermag. Nur Stoff und Farbe sind uni.

Hans schnallt seine Firngleiter an, um damit den Schnee leichter zu durchpflügen. Eine Zeitlang geht das auch ganz ordentlich, aber bei der ersten Gegensteigung bohren sich die gekrümmten Spitzen seiner „Flossen“ so tief in den weichen Grund, dass sie bald unrettbar festsitzen. Nach kurzem, verzweifelter Kampf hält Hans aufs Mal mit schmerzverzerrtem Gesicht ein und ist für den Moment ausser Gefecht, weil ihn der Krampf peinigt und seine Muskeln zu Holz werden lässt. Nun ist die Reihe an mir. Ich versuche es „ohne“. Unter grösstem Kraftaufwand kämpfe ich mich etwa zehn Schritte vor. Lieber Leser, weisst du, wie das ist, wenn sich die Lawine vor deiner Brust höher und höher staut, wenn deine Muskeln erschlaffen, wenn das letzte Aufgebot, gleichsam der Landsturm der Energie, für die Katz ist, wenn dein Ziel noch in weiter Ferne liegt und hinter dir die Brücken gefallen sind?

Nein, so geht das nicht! Wir dürfen unsere Kräfte nicht unnütz vertun. Einmal wird die Nacht kommen und dann wird jede Orientierung unmöglich sein. Und ein Biwak ohne richtige Ausrüstung und bei knappem Futter ist nicht nach unserem Geschmack. Ich drehe mich langsam um und verlange einen Firngleiter. „Ja, du musst sie aber verkehrt anziehen, Spitze nach hinten“. „Nein, ich will sie nicht anziehen, ich brauche nur den einen“. Und mit diesem Gerät schlage ich die obersten Schneeschichten zur Seite, so dass der Rest mit einigem Kraftaufwand gerade noch zu durchwaten ist. Ja, die Lawinenschaufel, die hat in der Hütte unterdessen gute Weile.

Der Weiterweg ist eine nicht enden wollende Schinderei durch Nebel, Schnee und Graus, geschmückt mit Zwischenfällen ähnlich dem folgenden: Ich bin eben daran, rudernd und schaufelnd eine Mulde zu traversieren. Den Steinplattenweg spüre ich gut unter den Sohlen. Doch da tappt der ausschreitende Fuss plötzlich ins Leere. Die unweigerliche Folge davon ist ein ruckartiges Vorscheiteln des Oberkörpers, dem der Rucksackballast noch besonderen Schwung gibt, und so finde ich mich nach einem nicht ganz stilreinen Hecht weich eingebettet im kalten Flaum. Nachdem sich meine Ueberraschung gelegt hat, versuche ich mich unter Anrufen der Hohen und Heiligen wieder in die Vertikale zu manövrieren, was nach mühevoller Schwerarbeit schliesslich auch gelingt. Auch ohne hinzusehen weiss ich um das ironische Grinsen meiner Kameraden, da bei uns solche Intermezzi zumeist mit schadenfrohem Lachen begleitet werden.

Stunde um Stunde vergeht. Der Nebel hat sich unterdessen etwas gelichtet und der Schneefall hat aufgehört. Die ganze Gegend erscheint jetzt in unwirklicher Reinheit mit ihrem makellosen Weiss. Was vor drei Tagen noch in herbstlicher Buntheit prangte, zeigt sich heute im märchenhaften Zauber des Winters.

Den Verlauf des Wegs festzustellen ist rein unmöglich. So nehmen wir halt ein Stück voraus eine Stelle ins Visier, die den Durchgang vermuten lässt und die wir dann so gut es geht ansteuern. Auf diese Art werden, um das ganze noch pikanter zu machen, ein paar Verhauer eingelegt. Gesprochen wird nichts. Selbst Hansens sonst sprudelnder Redefluss ist verstummt. Nur wenn der Kurs einer Korrektur bedarf, fällt eine knappe Weisung.

Hans liegt mit einem Haufen abgerutschtem Schnee im Ringen. Tiefer und tiefer, mit seiner ganzen Körpergrösse (und er ist doch wahrlich kein Zwerg) steckt er schon drin, von der Höhe des Walles aus der Richtung gedrängt, da befiehlt Ernst Rückzug. Und unter feierlichem Schweigen geniessen wir unser Mittagssmahl in Form eines Zuckerwürfels. Jeder kriegt einen ganzen. Dann erneuter Angriff! Endlich ist die Stelle bezwungen.

Allmählich weicht der Tag der Dämmerung, aber wir nähern uns doch langsam den äusseren Juchlifelsen, an deren Fuss sich die grosse Staumauer stützt. Der Schnee liegt hier etwas weniger tief, dafür machen uns die zahlreichen Rutsche zu schaffen. Nach Überwinden einer letzten Anhöhe neigt sich unser Weg jenem Felsriegel zu, den ein rund hundert Meter langer Stollen durchsticht.

Die Nacht senkt sich herab, doch die schwache Helle in den Wolken lässt dort oben irgendwo einen bleichen Mond vermuten. Und jetzt - oh Wunder! - kommt uns eine Spur entgegen. Ein Mensch hat da einen tiefen Graben in den Schnee gefurcht. Freudige Zuversicht macht sich breit. Jetzt haben wir nur noch dieser Spur zu folgen, vielleicht eine halbe Stunde noch, dann sind wir beim Hospiz, werden im Wärterhaus Gastrecht geniessen, werden Schnee und Kälte draussen lassen und alle Mühsal und Müdigkeit ist dann vergessen. Herrlich wird's sein, fast so gemütlich wie in der Hütte.

Frohgemut durchheilen wir den Stollen, um uns am Ausgang enttäuscht an den Grind (pardon) zu greifen. Den Weg versperrt ein gut mannshoher Schneehaufen. Von einer Spur keine Spur mehr. Ja zum Teufel, ist denn der Kerl da geflogen? Jetzt haben wir doch geglaubt.... Und sicher erst hier befällt mich eine tiefe Mutlosigkeit. Will denn diese mühsame Plackerei kein Ende nehmen? Voller Ingrimms wird der feindliche Haufen bearbeitet, bis das Hindernis überwunden ist.

Dort drüben, keine vierhundert Meter Luftlinie sind's, hebt sich gross und schwarz die Silhouette des Hospiz' vom nachtdunklen Wolkenhimmel ab. Dort wäre Geborgenheit und Wärme, aber der Weg dorthin, hier als schmaler Sims in die fast lotrechten Felsen eingelassen, spielt neue Tücken aus. Die Möglichkeit, dass die geringe Neigung der Schneewand den Spurenden ins Leere drängt, ist nicht von der Hand zu weisen. Jetzt wollen wir aber nicht zu guter Letzt, sozusagen ante portas, noch einen Unfall riskieren. Darum ergeht der Ruf nach dem Seil.

Gerade als Hans im Rucksack nach dem Seil fischt, fällt seine Taschenlampe in Ohnmacht. Die unsrigen haben längst den Geist aufgegeben. In zorniger Aufwallung will er sie in den Stausee schleudern. Schon holt sein starker Arm zum vernichtenden Wurf aus, doch mit einer bei mir eher seltenen Beredsamkeit suche ich ihm klar zu machen, dass man einem sonst so treuen Diener doch nicht ein derart schmachliches Ende bereitet. Auf mein feuriges Plädoyer wird das todgeweihte Instrument schliesslich begnadigt.

Mit dem wohltuenden Druck des Seils auf der Brust und dem Vertrauen auf Ernsts sichere Hand wird wieder aufgebrochen. Doch da naht über den Staudamm her ein schwankendes Licht, und eine Stimme schallt von unten. Ich meine sie als diejenige Edis, des Chefwärters zu erkennen, der mit seinen Getreuen die Kraftwerkanlagen hütet. Dann Ruf und Gegenruf. Der Mann beordert uns wieder zurück in den Stollen, was bei uns zweifelndes Kopfschütteln auslöst. Gleichwohl gehorchen wir. Drinnen in der stockschwarzen Finsternis flammt ein Streichholz auf. Ei, da ist ja eine Tür! Sie ist zwar verschlossen, aber wir glauben jetzt Edis Absicht zu kennen. Auch das Mirakel mit der verschwundenen Spur ist mit einem Schlag geklärt.

Eine Viertelstunde vergeht; die zweite auch zur Hälfte. Die Kälte in dem zügigen Loch dringt allmählich durch Kleider und Haut in die ermüdeten Glieder, und wir wünschen uns bald einmal wieder hinaus in den Männerkampf. Endlich erscheint im Türspalt Licht, und nach weiteren Minuten dreht sich der Schlüssel im Schloss. Obschon es ins Erdinnere geht, erscheint es uns, als ob wir ins Paradies einträten.

Edi führt uns über viele, viele Treppen hinunter wieder ins Freie, dann auf der anderen Seite der Staumauer wieder unzählige Stufen hinauf in sein Haus, und jetzt geht alles so wie es unsere Vision vorgegaukelt hat. Derweil Edi das Telefonat erledigt, bereitet uns seine Frau ein köstliches Siegesmahl.

In der nachfolgenden Plauderei hören wir dann, dass man, und zwar nicht nur in unseren Familien, um unser Schicksal gebangt hatte. Es wurden schon Späher nach uns ausgesandt (daher die rätselhafte Spur). Und als Hansens Taschenlampe verschied, hatte Edi von seinem Ausguck das verglimmende Lichtlein gesehen und war geeilt, um uns eine mühevollen und gefährliche Kletterei zu ersparen, in der Aufregung zuerst mit dem falschen Schlüssel.

Als wir, geruht und gestärkt, den Heimweg antraten, blinkten durch ein paar Wolkenfenster bereits vereinzelte Sterne. Edi hatte die Fahrt trefflich organisiert. Auf jeder Station wartete bereits der Extrazug; wir hatten nur umzusteigen. Erst per Seilbahn, dann per Stollenbahn, wieder mit dem Funi und zuletzt im weichen Fond der Limousine ging's heim zu.

Am anderen Morgen erschien die tief verschneite Welt im strahlenden Glanz eines sonnigen Wintertags.